

Gedanken zum Pfingstfest

Von Professor Walter Schmithals

Pfingsten, das liebliche Fest, ist gekommen, und es scheint, als sei dies Fest des Geistes von allen christlichen Festen dem Menschen unserer Tage noch am ehesten zugänglich.

Denn was Geistes Kind man ist, das ist eine überall interessante und manchmal auch bewegende Frage. Wer liebt schon die Geister, die zu diesem lieblichen Fest jedenfalls nicht passen: Den Geist, der stets verneint; den Geist der Zeit, zumal wenn die Zeitgeistigen oder gar die Zeitgeistlichen ihm huldigen; die bösen und unsauberen Geister; die schwankenden und die schwachen Geister; die Geister von Zorn und Zank, von sauertröpfischer Trübsal und galliger Bitterkeit.

Fort mit ihnen! Weicht, ihr Trauergeister! Fahre aus, du böser Geist! Das Pfingstfest weckt in uns die Freude am guten Geist, und der Umgang mit edlen Geistern erscheint uns allemal ehrenvoll und von Gewinn. Kame die Welt nicht allort in Ordnung, wenn nur jeder der Stimme des guten Geistes in seinem Inneren folgte?

Indessen: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Das ist von unserem guten Geist gesagt! Der heilige Geist, um den es an diesem lieblichen Fest geht, ist unser guter Geist so wenig wie unser böser Geist. Er heißt der heilige Geist, weil er in keiner Weise unserer eigener Geist ist.

Luther nannte diejenigen „Schwärmgeister“, die ihren guten und gutwilligen Geist und den heiligen Geist nicht unterscheiden können. Und er sprach vom schönen weißen Teufel, dessen Dichten und Trachten man nicht wie den Taten des schwarzen Teufels die Bosheit schon von weitem ansieht, sondern der die Menschen zu Worten und Taten treibt, die eitel Gerechtigkeit zu sein scheinen.

Im Lichte des Pfingstfestes erscheint die Unterscheidung zwischen unserem guten und

unserem bösen Geist als zu grob. Ist nicht auch der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert? Hat nicht das Sprichwort Recht: Gutes Meinen macht viele Leute weinen? Entstehen die großen Konflikte und die großen Katastrophen nicht, wenn die Überheblichkeit guter Geister aufeinanderprallt, die in ihrem Wahn das Böse abschaffen wollen? Können nicht gerade wir Deutschen manch garstiges Lied von den stolzen Geistern zur Rechten und zur Linken singen, die sich dünken, voll des guten Geistes zu sein?

Das Schwert des Geistes, von dem am Pfingstfest die Rede ist, trennt nicht unseren guten und unseren bösen Geist voneinander, sondern unterscheidet menschlichen und göttlichen Geist, menschliche und göttliche Absichten, menschliches und göttliches Können und Tun.

Wer mit der Wirklichkeit des heiligen Geistes rechnet, ist darum davon entlastet, seinen guten Geist zum heiligen Geist erhöhen zu müssen. Der heilige Geist enteifert den Menschen, entlarvt seine Selbstgerechtigkeit, entzieht ihm seine Selbstsicherheit. Er weist die großen Gedanken und Pläne des menschlichen Geistes in ihre Grenzen. Er entmachtet das selbstgewisse Wissen, die stolze Buße, die eigene Gerechtigkeit. Der heilige Geist macht unseren guten Geist besonnen und gelassen, demütig und selbstkritisch.

Erst der heilige Geist ist es, der das gute Trachten unseres Geistes, unsere glücklichen Anlagen und unsere schönen Taten heiligt. Aber er deckt auch der Sünden Menge, die gewollten Früchte unseres bösen und die ungewollten unseres guten Geistes. Er macht nicht allwissend, aber er führt in die Wahrheit. Er läßt die, welche den Weg nicht wissen, auch im Dunkeln sichere Schritte tun.

Der heilige Geist ist nicht unser Geist und auch nicht das beste Teil unseres Geistes. Er ist Gottes Geist und für uns Menschen deshalb ein Geist des Glaubens und des Gebets.

So aber ist er der Geist des Lebens.

Milliardenprojekt der DDR: Riesiger Fährhafen auf Rügen

Sechs Eisenbahn-Fährschiffe sollen nach Memel verkehren

Mukran/Rügen, im Juni Für den Durchgangsverkehr ist die Landstraße, die Saßnitz direkt mit dem Südosten der Insel Rügen verbindet und parallel zur Küste am Prorer Wiek entlangführt, bis auf weiteres gesperrt. Bis zum Ende dieses Jahrzehnts wird dort, in der Nähe des winzigen Fischerdorfes Mukran, im Landschaftsschutzgebiet Ostrügen ein riesiger Fährhafen fertiggestellt sein. Schon in gut zwei Jahren, im Oktober 1986, soll das erste Eisenbahn-Fährschiff den Betrieb aufnehmen und Mukran mit dem litauischen Klaipeda (dem einstigen Memel) verbinden. Jeweils in halbjährigem Abstand sollen dann weitere Fährschiffe folgen, bis 1989 schließlich der Endausbau erreicht ist und insgesamt sechs Eisenbahn-Fähren zwischen Mukran und dem 273 Seemeilen (506 Kilometer) entfernten Klaipeda verkehren.

Für die DDR hat dieses Projekt ein Volumen von mehr als einer Milliarde DDR-Mark, wie im Verkehrsministerium in Ost-Berlin bestätigt wird. Angesichts steigender Tarife im Eisenbahn-Gütertransport, so meint der Abteilungsleiter Bauvorhaben Fährverkehr, Dieter Weiß, werde dieses Projekt „jedes Jahr rentabler“. Mit der künftigen Fährverbindung solle der zusätzlich entstehende Transportbedarf mit der Sowjetunion bewältigt werden. Die vorhandenen Verbindungen mit Eisenbahn — vorwiegend durch Polen — und Schiff reichen nicht mehr. Für die DDR entfallen rund 38 Prozent ihres Außenhandels auf den Warenaustausch mit der Sowjetunion, für die sie mit einem Anteil von zehn Prozent ebenfalls wichtigster Handelspartner ist.

Die jährliche Kapazität in Mukran soll einmal rund 5,3 Millionen Tonnen betragen, wobei etwa drei Millionen Tonnen auf Importgüter aus der Sowjetunion entfallen werden. Dieser Fährhafen ist so geplant, daß eine erhebliche Ausweitung der Kapazität möglich sein wird. Auch der seit 75 Jahren bestehende Fährhafen Saßnitz wenige Kilometer nördlich mit der Verbindung ins schwedische Trelleborg kann ohne großen technischen Aufwand an die Gleisanlagen von Mukran angeschlossen werden. Saßnitz mit einem Güterumschlag von etwa drei Millionen Tonnen im Jahr dient auch dem Personenverkehr, allerdings fast ausschließlich im Transit mit Skandinavien.

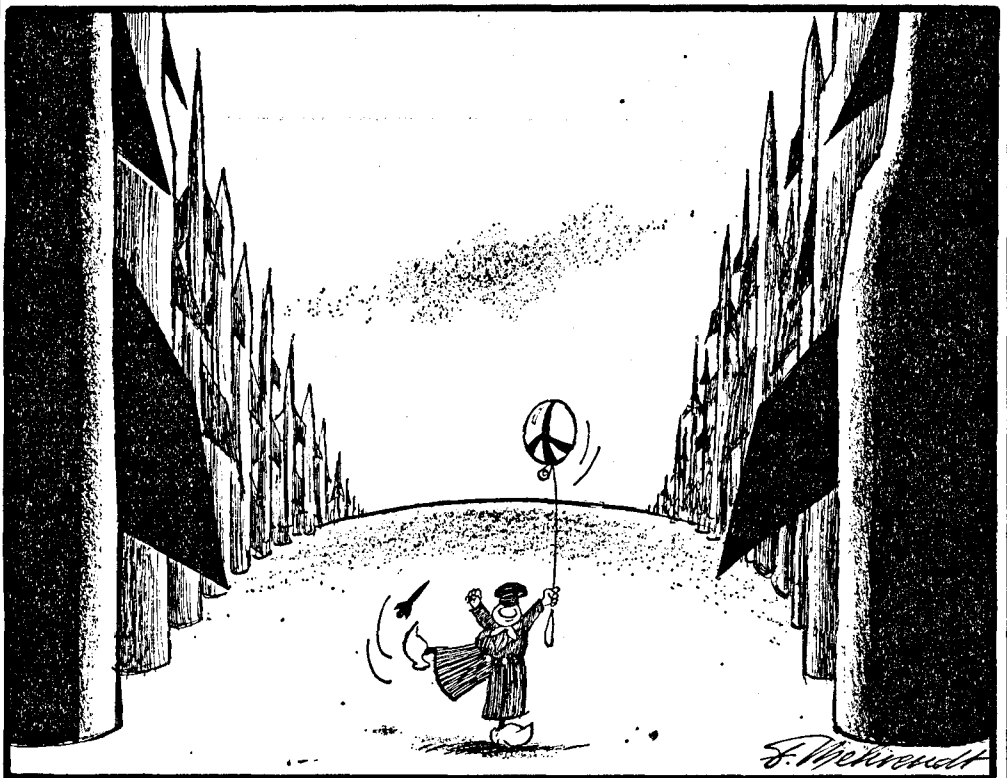
Das Gelände des Fährhafens mit umfangreichen Gleisanlagen wird sich in Ost-West-Richtung über 4,3 Kilometer bis an die Bahnlinie Stralsund—Saßnitz ausdehnen und von Nord nach Süd eine Breite von 200 Metern bis zu rund einem Kilometer haben. Insgesamt werden etwa 80 Kilometer Gleise verlegt, davon jeweils rund 40 Kilometer in Normalspur und in sowjetischer Breitspur. Die sechs Fährschiffe, die in Wismar gebaut werden, können auf zwei Decks jeweils insgesamt 103 Breitspurwaggons (drei Güterzüge) aufnehmen. Drei Fähren werden unter DDR-Flagge laufen, die anderen drei als Export in die Sowjetunion geliefert und unter deren Flagge betrieben.

In Mukran wird der größte Teil der Güter von Breitspur- auf Normalspurwaggons (und umgekehrt) umgeladen werden; nur in sehr begrenztem Umfang wird umgespurt. Der Breitspuranschluß auf Rügen wurde gewählt — so Diplomingenieur Rudolf Sickert, der die Bauleitung vor Ort hat —, weil die Waggons mit Breitspur eine erheblich größere Ladekapazität haben als die mit Normalspur, bei deren Verwendung mehr Schiffe eingesetzt werden müßten.

Da die Fährverbindung in Klaipeda (Memel) im Einzugsbereich des jetzigen Hafens enden und dort nicht umgeladen wird, brauchte die Sowjetunion erst in diesem Jahr mit dem Bau der Anlagen zu beginnen. Die DDR hat ein weitaus größeres Vorhaben zu bewältigen. In Mukran wurde die Baustelle im April 1982 eingerichtet. Das Abkommen mit der Sowjetunion über die Errichtung der Eisenbahn-Fährverbindung wurde am 18. Juni jenes Jahres unterzeichnet. Die Projektierung begann aber offenbar spätestens im Sommer 1981, wie aus

einem früheren Bericht der Rostocker „Ostsee-Zeitung“ hervorgeht.

Inzwischen ist etwa ein Viertel der Bauarbeiten in Mukran bewältigt. Die Nordmole, die etwa 1200 Meter lang werden soll, ist zu mehr als einem Drittel fertig. Die Wendepunkte im künftigen Hafen wird einen Durchmesser von ungefähr 600 Metern haben. Die 190 Meter langen Fähren werden, anders als zumeist üblich, vorwärts einlaufen, dann gewendet und legen rückwärts an dem gut 200 Meter langen Pier an. Von dort werden die Waggons von beiden Decks über eine Klappbrücke abgerollt. Hartmut Jennerjahn (dpa)



Holländer zwischen den Fronten.

Zeichnung: Behrendt

Fünf Autos, 118 Silberbestecke und 250 Geranien

Zürcher Frostmänner als „Mädchen für alles“ — Kinder ertrinken kaum noch

Von unserer Korrespondentin

Zürich, im Juni „Anhalten!“ kann der Herr gerade noch mühsam hervorstoßen. Er ist kreidebleich. Der Buschauffeur hat Erfahrung im Umgang mit Reisekranken und hält sofort am Straßenrand an. Der Passagier rennt die drei Schritte bis zum Geländer des Zürichsees und beugt sich hinüber. Erleichtert kehrt er zurück — erleichtert allerdings auch um sein Gebiß, das er Neptun mitsamt dem Mageninhalt geopfert hat. Daß er schon sehr bald wieder mit seinen kostbaren Zähnen kauen kann, verdankt er der Zürcher Seepolizei und ihren Frostmännern. Sie kennen ihre Kunden; kaum etwas kann sie noch überraschen. Im Winter zum Beispiel, wenn die Rentner am See spazieren und Möwen und Enten füttern, fliegen beim schwungvollen Wurf der Brotreste oft auch die Fingerringe mit und plumpsen ins Wasser. „Die Leute denken eben nicht daran, daß ihre Finger in der kalten Jahreszeit dünner sind und die Ringe nicht mehr so fest sitzen“, sagt der Frostmann. „Aber mit dem Detektor schaffen wir das spielend. Und zu 90 bis 95 Prozent finden wir alles wieder, wenn man uns ungefähr den Ort zeigt.“ Rund 40 Franken kostet der Spaß, aber wenn es sich um alte Damen handelt, spielen die Seepolizisten gern den Cavalier und geben sich mit einem „Merci“ zufrieden. Denn tauchen müssen sie ohnehin regelmäßig, um im Training zu bleiben.

Beim Routinetäuchen in Zürichs Gewässern — außer dem Zürichsee gehören vier weitere Seen und etliche Flüsse dazu — kommen noch ganz andere Dinge zum Vorschein als Schmuck, Handtaschen und Fotoapparate. Unter den 1700

Von unserem Korrespondenten

London, 9. Juni Über die Unzahl der Bildschirme in sämtlichen Sälen, Räumen und Gelassen des verwickelten mehrstöckigen Pressezentrum signalisierte der Dirigent aus dem Regieraum, daß sich der Auftritt von Außenminister Sir Geoffrey Howe verzögere. Aber dann erschien schließlich doch das milde Gesicht überlebensgroß auf der riesigen Leinwand im Hauptarbeitsraum. Die Schreibmaschinen ruhten, und Sir Geoffrey, mehr gütiger Onkel als Großer Bruder, verkündete in Direktübertragung aus dem drei Kilometer entfernten Lancaster House, der „hart arbeitende Gipfel“ habe gute Fortschritte gemacht.

Die Briten haben sich Mühe gegeben, das Heer von Reportern zufriedenzustellen. Elektronik triumpfierte. Die (noch) staatliche Telefongesellschaft British Telecom wollte unter Beweis stellen, daß sie mit der Zeit geht. Die private Firma Rediffusion hatte ein Informationssystem installiert, das manche Journalisten zu Spielen an den Endgeräten anregte. Dazwischen druckten die altbewährten Kopiermaschinen den Wust der Dokumente aus, von den Menues der vielen „Arbeitsessen“ bis zur „Erklärung über die demokratischen Werte“. Ein Vertreter des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung studierte die Einrichtungen und die Handhabung des technischen Ablaufs, denn nächstes Jahr wandert der Wirtschaftsgipfel nach Bonn.

Aber die Veranstalter wollten nicht nur demonstrieren, daß Großbritannien ein fortgeschrittenes Industrieland ist, welches die moderne Technik umarmt. Frau Thatcher legte Wert darauf, daß ihre Kollegen auch einen Eindruck von britischer Geschichte erhalten. Sie bat ihre Gäste zum intimen Abendessen in den Tudor Room der National Portrait Gallery, wo Königin Elisabeth I. umgeben von Staatsmännern und Höflingen über vier Jahrhunderte, auf die Mächten unserer Zeit herabschaute, die bei Kerzenschein erlesene Weine zu Seezunge und Tournedos Rossini tranken. Zum Abschluß der ganzen Veranstaltung bat ihre spätere Nachfahrerin Elizabeth II. zum festlichen Bankett in den Buckingham Palast, nachdem Frau Thatcher in der historischen Guildhall in der Londoner City im Beisein lebender und in Stein gemesselter verblichener Politiker die Erklärungen verlesen hatte, die der hart arbeitende Gipfel hervorgebracht hatte.

Frau Thatcher war gut beraten, als sie vor Beginn des zehnten Wirtschaftsgipfels — das Wort „Welt“ wurde schließlich weggelassen — mahnte: Gesegnet ist, wer nichts erwartet, denn er wird nicht enttäuscht werden. Denn dramatische neue Initiativen blieben wirklich aus. Diese jährliche Veranstaltung der sieben größten Industrieländer der westlichen Welt hat

sich als Institution weiter konsolidiert. Sie bietet ein Forum, auf dem sich die Teilnehmer mit ihren Hoffnungen und Ängsten, Wünschen und Mahnungen konfrontieren.

Diesmal wurde dem Gipfel auch ein zusätzlicher politischer Akzent gegeben. Denn die Erklärung über die demokratischen Werte mit seinen Glaubenssätzen — fünf der sieben Absätze beginnen mit „Wir glauben“ — und Absichtserklärungen sollen wohl eine Art ideologisches Band sein, welches Amerika und Kanada, die vier europäischen Länder Großbritannien, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Italien sowie Japan umschlingt.

In der Wirtschaftspolitik haben die Gipfel über die letzten Jahre den kapitalistischen, marktwirtschaftlichen Konsensus gestärkt, und sie spiegeln insofern die politischen Realitäten in den wichtigsten Teilnehmerländern. Die Londoner Begegnung war hier keine Ausnahme. Frau Thatcher stimmte gleich zu Beginn den bekannten Ton an, die auf früheren Gipfeln vereinbarte und bewährte Strategie müsse fortgesetzt werden, das heißt: Wirtschaftlicher Aufschwung auf der Basis weiterer Minderung der Inflation bei Beschränkung öffentlicher Ausgaben und Schulden sowie der Expansion der Geldmenge.

Wie zu erwarten war, wurde dem amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan in den gemeinsamen Sitzungen und auch in den bilateralen Begegnungen zugesetzt, das Budgetdefizit zu senken, das die Zinsen in der ganzen Welt in die Höhe treibe, die Konjunktur dämpfe und es den überschuldeten Entwicklungsländern so viel schwerer mache, ihre Schulden zu bedienen.

Bundeskanzler Helmut Kohl hatte das alles schon vor der Abreise im Bundestag gesagt und wiederholte es in London mit besonderer Betonung der Folgen für die soziale und politische Stabilität der Schuldnerländer. Bundeswirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff, der in London nur eine Rolle am Rande des Gipfels spielte, betonte seinerseits, jede Erhöhung der Zinsen um ein Prozent verteuere die Zinslast der Entwicklungsländer um drei bis vier Milliarden Dollar. Das sei gleichbedeutend mit einhalb Prozent der Exporteinnahmen der 25 größten Schuldnerländer. Südamerikanische Länder hatten in einer gemeinsamen Botschaft an den Gipfel um die Diskussion dieser Probleme „in zusammenhängender Form“ gebeten.

Die Vorhaltungen prallten an den Amerikanern ab. Sie bestritten, daß überhaupt ein Zusammenhang zwischen Defizit und Zinsen

bestehe, aber — nicht völlig logisch — betonten sie dann, daß die Regierung erste Schritte gegen das Defizit eingeleitet habe. Im Kommuniké werden die USA gemahnt, in dieser Richtung fortzuführen.

Die härtere Sprache der Schuldnerländer hat einige Ängste ausgelöst, vor allem, weil bei einer Zahlungseinstellung das Bankensystem der westlichen Länder gefährdet würde. Aber das Kommuniké wiederholt im wesentlichen die bekannten Rezepte. Der französische Wunsch nach einer „globalen Lösung“ ging unter. Allerdings signalisieren die Sieben nun etwas deutlicher, daß sie Schuldnerländern bei der Umschuldung durch eine Streckung der Zahlungszeiträume entgegenkommen wollen, wenn diese Länder sichtbare Fortschritte in ihrer internen Sanierungspolitik vorweisen können.

Ein Weg, den Schuldnerländern zu helfen, nämlich die Märkte der Industriestaaten für Produkte der Entwicklungsländer weiter zu öffnen, verlief im Sande. Denn der Ruf nach einer neuen Runde im Rahmen des Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommens (GATT) zum Abbau von Handelshemmnissen klingt nur sehr verhalten aus dem Kommuniké. Die Teilnehmer konnten sich nicht darüber einigen, welche Punkte in einer solchen Runde angesprochen werden sollten.

Es war kein ausschließlich wirtschaftspolitischer Gipfel. Der Konflikt am Persischen Golf drängte die Teilnehmer zu einer besorgten Erklärung. Auch der Kampf gegen den internationalen Terrorismus findet Platz in den Schlußerklärungen, und die Bundesrepublik ist befriedigt, daß auch von London aus Dialogbereitschaft in einer Erklärung über die frostigen Ost-West-Beziehungen signalisiert wird.

Die Teilnehmer steigen nun vom Gipfel wieder in die Niederungen ihres politischen Alltags ab. Für Präsident Reagan waren die Fahrt zur Stätte seiner Vorfahren in Irland, der Blick aus dem Bunker in der Normandie und der Auftritt in London sicherlich nicht abträglich für seine Chancen, im November wiedergewählt zu werden und auch auf künftigen Gipfeln zu erscheinen.

Alle Teilnehmer hatten ihre Blicke fest auf das Publikum zu Hause gerichtet. Irgendwo wird immer gewählt. In der kleinen Welt von Oggersheim und anderswo stehen am nächsten Sonntag Europawahlen an, und Politiker wären keine Politiker, wenn sie nicht nutzen würden, was immer sie an Glanz und Gravität von einem Gipfel heimbringen können, auch wenn die wirkliche Ausbeute bescheiden ist.

Wilfried Kratz

Wachsendes Selbstbewußtsein Ungarns

Eigene Wege nun auch in der Außenpolitik

Von unserem Korrespondenten

Belgrad, Anfang Juni Dogmatische Kreise im Osten üben seit geraumer Zeit Kritik am erfolgreichen ökonomischen Kurs Ungarns. Neuerlich wird auch die Anschuldigung erhoben, Ungarn versuche „aus der gemeinsamen Außenpolitik des Ostens auszuschließen“. Das behaupteten tschechoslowakische Parteiblätter, nachdem die vordem lancierten Gehässigkeiten über den eigenen Wirtschaftskurs Ungarns kaum verklungen sind.

„Rude Pravo“ hatte den höheren Standard in Ungarn, die dortige erfolgreiche wirtschaftliche Reform als Gefahr für das östliche Wirtschaftssystem kritisiert und eine Neuvellierung gefordert. Jetzt macht das Blatt sich Sorgen über angebliche „Konzessionen Ungarns an die Imperialisten“ in außenpolitischen Belangen. Anlaß hierfür ist der Reigen hoher westlicher Politiker auf der Budapest Burg, den die britische Premierministerin Margaret Thatcher eröffnet hatte. Bundeskanzler Helmut Kohl und der italienische Ministerpräsident folgen in Kürze.

Daß sich Ungarn Europa zugehörig fühlt, ist geschichtlich belegt und nicht gerade neu, aber im Sog der Nachkriegsentwicklung zurückgetreten. Das neue Selbstbewußtsein Budapests gedeiht zweifellos auf dem Hintergrund des florierenden ungarischen Modells und der relativen ökonomischen Unabhängigkeit Ungarns.

Daß dies auch für die Außenpolitik gilt, machte der Leiter der internationalen Abteilung im Zentralkomitee der KP Ungarns, Gyul Horn, jetzt noch einmal in einer Fernsehdiskussion im ungarischen Fernsehen klar. Er stellte fest, daß die gegenwärtige internationale Lage nicht als Zusammenbruch oder auch nur als völliger Abbruch der Beziehungen zwischen Ost und West angesehen werden dürfe. Der hohe Parteifunktionär führte hierfür eine Reihe von Argumenten ins Treffen. Allein schon die Fortsetzung der Verhandlungen in Wien über Begrenzung der Truppenstärken beweise, daß von einem Abbruch der Beziehungen selbst nach der Aufstellung amerikanischer Mittelstrecken-Raketen in Europa keine Rede sein könne. Gyula Horn bestritt zwar nicht die komplizierte internationale Lage, aber er zog für Ungarn daraus die Konsequenz, daß gerade deshalb die Diplomaten in Ost und West ihre Anstrengungen verdoppeln müßten, um zu einer Beruhigung beizutragen. In diesen Zusammenhang stellte er die kritisierten Aktivitäten der ungarischen Politik. „Sie wird ihre Bemühungen um Kontakte mit dem Westen deshalb noch intensivieren. Bei allen Unterschieden, die während der Gespräche mit westlichen Besuchern konstatiert werden müßten, bleibt die Notwendigkeit unbestritten, nach Auswegen aus der gegenwärtigen Krise zu suchen.“

Horn folgte der Linie des ZK-Sekretärs Szürös, der zuvor in einer Sendung von Radio Budapest auf die Vorteile einer ungarischen Außenpolitik zum Nutzen auch des Warschauer Paktes verwiesen hatte. „Auch die Mächten dieser Welt sind nicht allmächtig“, erklärte Szürös bei dieser Gelegenheit und begründete damit die Notwendigkeit eines stärkeren Engagements von Kleinststaaten in der internationalen Politik, darunter auch Ungarns.

Daß Budapest plötzlich Geschmack an einer aktiven außenpolitischen Rolle gefunden hat, mag östliche Verbündete überraschen, insbesondere Prag, das völlig im Fahrwasser der Außenpolitik Moskaus schwimmt. So hatte sich der tschechoslowakische Außenminister Chnoupek im Dezember vorigen Jahres bemüht gefühlt, seinen Besuch in Bonn abzusagen und die ohnedies dürftigen Beziehungen zur Bundesrepublik noch mehr einzuzugeln. Das gilt auch für das Verhältnis Prags zu Österreich, während sein ungarischer Amtskollege Varkonyi seinem Besuchstermin in der Bundesrepublik ohne Bedenken nachgegeben war und jetzt eben recht erfolgreiche Gespräche mit der Spitzengarnitur Österreichs in Wien geführt hat.

Budapest bemüht sich trotz mancher Schwierigkeiten als erster Ostblockstaat um den Abschluß eines Globalvertrages mit der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel. Ungarn scheint nicht bereit, sich an der Schwarz-Weiß-Malerei des Ostens zu beteiligen, sondern es ist offenbar gewillt, seinen Beitrag zur Belebung und Weiterführung des Ost-West-Dialogs beizusteuern. Ungarn wird sich seines außenpolitischen Spielraums immer stärker bewußt. Das hatte der ungarische Ministerpräsident Lazar auch seinem Gast, dem sowjetischen Außenminister Gromyko, in Budapest klar gemacht. Der Optimismus Budapests hebt sich jedenfalls von der sowjetischen Außenpolitik ab, welche die Schäflein im Osten enger um sich scharen und so das Trugbild monolithischer Interessen des Ostblocks beschwören möchte.

Gustav Chalupa

sich dann vielleicht am nächsten Tag herzustellen, daß ein Bub in der Badehose nach Hause gegangen ist oder eine attraktive Nixe sich von einem Motorbootkapitän hat „entführen“ lassen. Zu Unfällen kann es bei Sporttauchern kommen, die lange unter Wasser waren und dann durch irgendeine Panne zu schnell wieder auftauchen. Sie werden sofort in eine Rekompressionskammer eingeschleust, damit sie schon auf dem Weg ins Spital wieder unter den Druck gesetzt werden können, der ihrer Tauchtiefe entspricht. So entgehen sie der Gefahr des Lungenüberdrucks oder gar eines Lungenrisses. Die Rekompressionskammer, in der auch einfache chirurgische Eingriffe möglich sind und in der der Patient oft lange ausharren muß, sind mit Fernsehmonitor und Gegensprechanlage ausgerüstet. Zürich hat große Erfahrung auf diesem Gebiet und besitzt eines der besten Druckkammer-Labors der Welt; dort können Tauchversuche bis zu 700 und 1000 Metern simuliert werden.

Sturmwarndienst, Schiffsverkehrskontrollen, Hilfe bei Unfällen zu Wasser und zu Lande — das sind nur einige Aufgaben der 43 Zürcher Seepolizisten. Bei Gewässerverschmutzungen suchen sie die See- und Flußufer ab, und auch das gesamte Kanalisationssystem untersteht ihrer Aufsicht und Kontrolle. Ihre besondere Fürsorge aber gilt den Wasservögeln. Jedes Jahr retten sie Dutzende von verletzten Schwänen und Enten — auch solche, die neugierig aus dem Wasser watscheln und sich dann unversehens zwischen hupenden Autos und klingelnden Straßenbahnen wiederfinden.

Irmgard Locher